

# Ein Bauch für die Wissenschaft

**BILDUNG** Hebammenstudentinnen sollen an der ZHAW möglichst früh in Kontakt mit Schwangeren kommen, um ihre Bedürfnisse kennen zu lernen. Selbst im neunten Monat schwanger, bin ich einer Studentin Rede und Antwort gestanden.

An einem Nachmittag Mitte Oktober treffe ich mich das erste Mal mit Nina Ziegler. Die 23-Jährige ist Hebammenstudentin im ersten Jahr am Institut für Gesundheit der ZHAW, und ihr Interesse gilt meinem Bauch. Mit einem freundlichen, offenen Lächeln kommt sie auf mich zu und streckt mir die Hand entgegen. Sie hat die Aufgabe, im Rahmen ihres Studiums von einer schwangeren Frau möglichst viel und lebensnah zu erfahren, wie es sich anfühlt, wenn ein Kind in einem heranwächst.

«In den Studienunterlagen ist die Schwangerschaft mit all den dazugehörigen Phänomenen zwar detailliert beschrieben – doch es ist viel einprägsamer, wenn man es von einer realen Schwangeren erzählt bekommt»,

## SERIE

### Eltern werden

In einer kleinen Serie widmet sich der «Landbote» dem Thema Geburt.

sagt Nina Ziegler auf die Frage, wie ich ihr bei ihrem Studium helfen kann. «Lernen von Schwangeren» nennt sich dieses Projekt, bei dem alle 66 erstsemestrigen ZHAW-Studentinnen sich rund drei- bis fünfmal mit einer Schwangeren treffen und als Abschluss eine Studienarbeit verfassen.

Die ersten Wochen nachdem der Teststreifen die berühmten zwei Linien anzeigte, war die Schwangerschaft für mich alles andere als real. Mein Kopf wusste zwar, dass sich mein Leben künftig verändern wird, doch anders gefühlt habe ich mich deswegen nicht. Ich ging ganz normal meiner Arbeit nach, trieb Sport und führte mein Leben weiter wie bisher – mit der einzigen Einschränkung, dass ich komplett auf alkoholische Getränke und gewisse Speisen verzichtete. Wenn Eingeweichte mich darauf hinweisen wollten, ich solle keine schweren Gegenstände mehr heben oder mich bei einer Arbeit nicht übernehmen, war meine Antwort stets: «Ich bin bloss schwanger – nicht krank.» Erst als ich etwa in der 16. Schwangerschaftswoche mein Kind erstmals spürte, begann ich der Vorstellung, bald Mutter zu werden, Platz in meinem Leben einzuräumen.

Hier hakt Nina nach: «Und wie hast du das Baby erstmals gespürt, wie fühlt sich das an?», will sie von mir wissen.

Die Kindsbewegungen sollen wie Seifenblasen sein, die im Bauch zerplatzen, habe ich gehört. Doch wie fühlt sich eine Seifenblase im Bauch an? Dann zuckte plötzlich ein Muskel am Bauch unkontrolliert. Als dieses Gefühl immer öfter kam, wusste ich, dass dies nun die Bewegungen meines Babys sind. Spätestens um die 24. Woche herum liessen sich das Rumpeln und die Puffs, wenn sich das Kleine einmal um die eigene Achse drehte, nicht mehr ignorieren, und sogar mein Partner konnte die Bewegungen von aussen spüren.

Was für mich nun alltäglich ist und zu meinem neuen Körpergefühl gehört, ist für die Studentinnen, die im Schnitt circa 23 Jahre alt sind und für die das Thema Familie noch weit entfernt ist, eine völlig andere Welt. «Wir wollen, dass sich unsere Studentinnen bereits früh in der Ausbildung mit ihren späteren Klientinnen auseinandersetzen und ein Gefühl für ihre Bedürfnisse entwickeln», sagt Gabriele Hasenberg, Dozentin und Leiterin des Projekts «Lernen von Schwangeren» an der ZHAW. Zwar absolvieren alle Hebammenstudentinnen ein obligatorisches Praktikum in einer Geburtsabteilung. Doch dieses finde erst relativ spät in der Ausbildung am Ende des zweiten Semesters statt, sagt Hasenberg. «Und im Unterschied zum Praktikum, wo die Studentinnen vor allem fachliche Kompetenzen erwerben sollen, können sie sich bei diesem Projekt ganz auf die Rolle der Lernenden einstellen und möglichst viel vom Wissenstransfer profitieren.» Denn eine Beratung, wie sie ausgearbeitete Hebammen oder Gynäkologen anbieten, ist den Studentinnen bei den Treffen explizit untersagt. «Stellt eine Studentin fest, dass sich eine Frau deshalb beim Projekt angemeldet hat, um mit jemandem beispielsweise über eine schwierige familiäre Situation zu reden, ist sie angehalten, sich mit ihrer Mentorin in Verbindung zu setzen.» Die Treffen sollen den jungen Frauen helfen, die Theorie mit der Praxis zu verbinden und die Fälle, die sie in den ersten zwei Semestern behandeln und lösen müssen, besser zu verstehen.



Wie fühlt es sich an, schwanger zu sein? Studentin Nina Ziegler mit Autorin Chantal Hebeisen.

Marc Dahinden

Doch der Wissenstransfer soll nicht nur in eine Richtung stattfinden: «Es ist auch die Chance, den Schwangeren das Angebot der Hebammen bekannt zu machen», sagt Hasenberg. Während die Hebammenbetreuung im Wochenbett nach der Geburt mittlerweile relativ bekannt sei, wüssten viele werdende Mütter nicht, dass sie sich beispielsweise für die regulären Vorsorgetermine auch von einer Hebamme statt eines Gynäkologen untersuchen lassen können. Zudem könnten mit dem Projekt auf einfache Weise reale Schwangere in die

Hebammenausbildung integriert werden.

Mittlerweile ist es Anfang Dezember, als ich Nina Ziegler das dritte Mal treffe. Unser Gespräch dreht sich rund ums Thema Geburt.

Spital, Geburtshaus oder Hausgeburt? Sicherheitsbedürfnis versus heimelige Wohlfühlatmosphäre: In meinem Kopf wälzte ich die Möglichkeiten und die daraus resultierenden Szenarien. Obwohl ich mich bei der Besichtigung im Geburtshaus geborgener gefühlt habe, war mir klar, dass ich in einer Notsituation erst ins

nächstgelegene Spital transportiert werden müsste. Handkehrum bedeutet eine Geburt im Spital auch, sich auf gewisse Abläufe wie etwa Schichtwechsel alle acht Stunden beim Personal einzulassen. Definitiv entscheiden konnte ich mich erst nach dem Gespräch mit der Hebamme, die mich nach der Geburt im Wochenbett betreuen wird. Sie zeigte mir eine vierte Variante auf: eine Geburt im Spital mit einer sogenannten Beleghebamme. Verläuft die Geburt ohne Komplikationen, wird sie mich vom Eintritt ins Spital bis zum ersten Schrei des Kindes

«Die Studentinnen sollen ein Gespür für die Bedürfnisse ihrer späteren Klientinnen entwickeln.»

Gabriele Hasenberg,  
Dozentin ZHAW

begleiten – unabhängig davon, wie viel Zeit dazwischen verstreicht.

Für die ZHAW ist das Projekt bisher ein voller Erfolg: Während letztes Jahr, als es erstmals durchgeführt wurde, die Resonanz mit 39 Schwangeren noch geringer gewesen sei, haben sich dieses Jahr so viele Frauen gemeldet, dass Hasenberg einige Anmeldungen zurückweisen musste. Das Projekt abgebrochen hat bisher noch keines der Tandems.

Und was meint «meine» Studentin Nina nach unseren drei Treffen? «Ich habe zwar in meinem privaten Umfeld auch schon mit Schwangeren gesprochen, doch da ging es weniger um konkrete Fragestellungen zur Schwangerschaft», sagt sie. Der Vorteil fürs Lernen sei zudem, dass sie sich heute mit ihren Mitstudentinnen und ihrer Mentorin austauschen und über reale Fälle sprechen könne. «In den Büchern wirkt es oft so, als würden gewisse Phänomene, zum Beispiel das hormonbedingte Gefühlschaos, nur bei bestimmten Schwangeren auftreten. Jetzt merken wir, dass fast alle «unsere» Frauen davon betroffen sind, und wir können mit den Schwangeren darüber reden, wie sie damit umgehen. Solche Beispiele helfen mir, den geforderten Stoff zu lernen.» Sie hoffe, dass sie den Frauen der einst eine wichtige Stütze sein könne und eine einfühlsame Hebamme werde.

Chantal Hebeisen

## Der Mann im Nachbarbüro roch die Hanfernte und rief die Polizei

**GERICHT** Ein 35-Jähriger und sein Vater hatten in Töss eine Hanfplantage gestartet – aus Geldnot. Doch bevor sie den grossen Gewinn machten, flogen sie auf. Gestern war der Prozess am Bezirksgericht.

P. wirkt schmal und schüchtern, die Antworten des 35-jährigen Winterthurers sind präzise und zurückhaltend. Grosse Töne scheinen nicht sein Ding zu sein, und doch hatte er Grosses vor. 2014 hatte er Schulden und keinen Plan, wie er die loswerden würde. Beim Kiffen am Rhein am Wochenende, sprach ihn ein Fremder an und fragte, ob er sein Marihuana kaufe oder selber anbaue. P. erwarb es jeweils im Stadtpark,

worauf der andere ihm eine Occasionshanfanlage zum Kauf anbot. P. sah plötzlich eine Chance, sich aus Schulden und Finanznot zu befreien. Er kontaktierte seinen Vater, dessen Weinhandel nichts mehr einbrachte. Gemeinsam beschlossen sie, ins Hanfgeschäft einzusteigen. P. wusste, wie das funktioniert, denn schon knapp zehn Jahre zuvor hatte er eine Indoorplantage aufgebaut. Er war aber geschnappt und vom Bezirksgericht Andelfingen verurteilt worden.

### Schimmel statt fette Erträge

Der Sohn brachte das Know-how und die Anlage mit, der Vater mietete bei der Steig in Töss drei Räume an. Doch nichts geriet so, wie

P. sich das vorgestellt hatte: Die Pflanzen wuchsen nicht so kräftig wie erhofft, ein Teil wurde von Schimmel befallen, die Aufzucht der Stecklinge erwies sich als schwierig, und der Mietzins war mit 4500 Franken «viel zu hoch», wie P. gestern vor Gericht sagte. Trotzdem gelang eine erste kleinere Ernte von 600 Gramm, die P. im Stadtpark einem gewissen Olaf für 3600 Franken verkaufte. Das war nur ein Teil dessen, was die beiden investiert hatten.

Vater und Sohn aber rechneten mit grösseren Gewinnen aus dem Ertrag von zwei Kilo Marihuana alle drei bis vier Monate, so steht es in der Anklageschrift, die sich stellenweise wie die Bedienungsanleitung einer Hanfanlage liest.

Rein rechnerisch hätte das den beiden 40 000 Franken oder mehr pro Jahr einbringen können.

### Das Interesse der Richterin

Doch es kam anders. Ein halbes Jahr nachdem sie ihre Anlage gestartet hatten und wieder ernten wollten, stand die Polizei vor der Tür. Der Nachbar im Haus hatte den Braten oder besser die Blüten gerochen und die Polizei gerufen. «Hatten Sie denn keine Vorkehrungen getroffen, um die Geruchsemissionen zu verhindern?», fragte die vorsitzende Richterin P. gestern Vormittag während der Verhandlung. Doch, sie hätten schon einen Kohlefilter gehabt, aber das alles habe nicht so funktioniert, wie sie gedacht hätten, gab P. zu

Protokoll, schüchtern und zurückhaltend, wie er alle Fragen der Richter beantwortete.

P. tat alles, um nicht als grosser Dealer und Drogenproduzent dazustehen, sondern als verzweifelter Arbeitsloser. Er habe Existenzängste gehabt, sagte er. Er bereue die Tat, werde so was nie mehr tun und kiffe auch nicht mehr – «nur schon meiner Frau zuliebe». Denn inzwischen hatte er geheiratet, unterzog sich freiwillig einer stationären psychiatrischen Behandlung gegen seine Ängste, habe eine Stelle in Aussicht und komme sowohl mit der Mutter als auch mit dem Vater, die geschieden seien, gut aus. (Der Vater übrigens steht in einem separaten Verfahren vor Gericht.)

Als Beobachter – auch eine Schulklasse sass im Gerichtssaal – hatte man den Eindruck, Reue und Beteuerungen seien echt. Auch das Gerichtsgremium empfand das so. Es folgte nach einer kurzen Beratung (im abgekürzten Verfahren) dem Antrag der Staatsanwältin, sprach P. zwar schuldig, bestrafte ihn aber mild: mit 18 Monaten Gefängnis, bedingt auf fünf Jahre. Plus 2000 Franken Busse für das Kiffen jeweils am Wochenende. «Danke», sagte P. leise, als er der Richterin zuhörte, die ihn ermahnte: «Der bedingte Vollzug ist in Ihrem Fall keine Selbstverständlichkeit. Lassen Sie sich nichts mehr zuschulden kommen – packen Sies!»

Martin Gmür